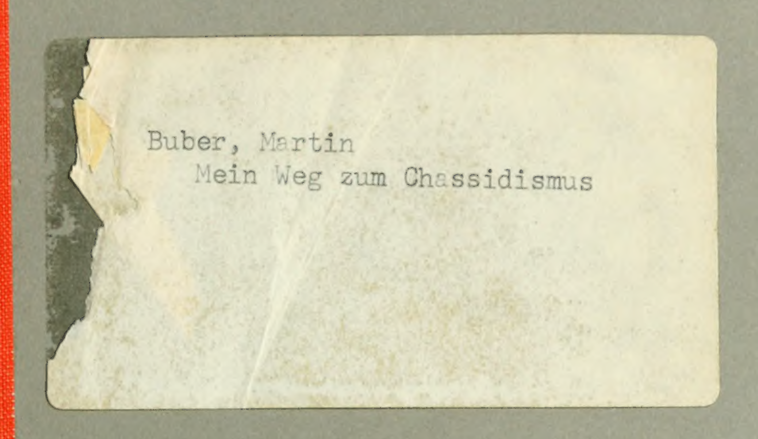




B
3213
B84A3
1918

Mein Weg zum Chassidismus

Erinnerungen

von

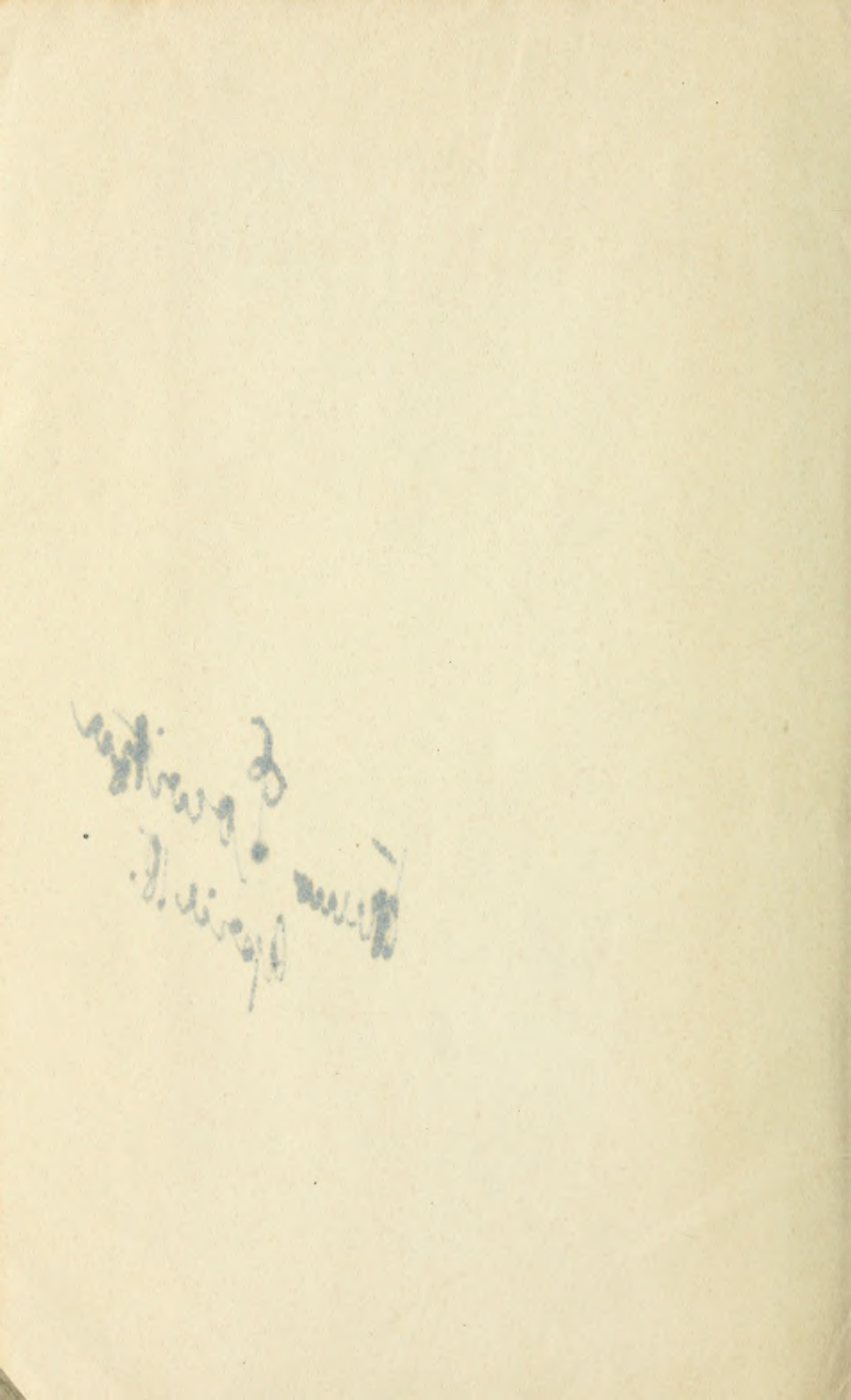
Martin Buber

1918

Literarische Anstalt
Rütten & Loening
Frankfurt a. M.

18



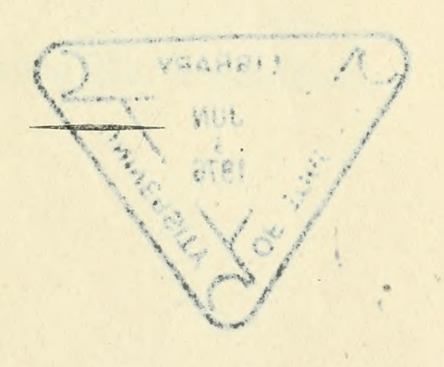


Mein Weg zum Chassidismus

Erinnerungen

von

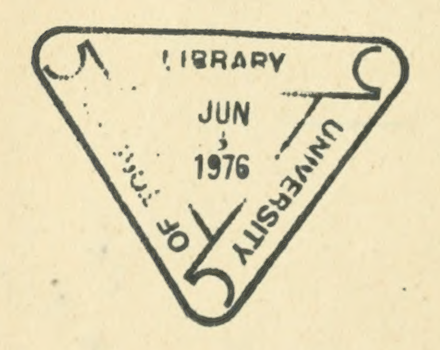
Martin Buber



1918

Literarische Anstalt
Rütten & Loening
Frankfurt a. M.

Alle Rechte, insbeſondere das der Überſetzung, vorbehalten.
Copyright 1918 by Literarische Anstalt
Rütten & Loening, Frankfurt a. M.



B
3213
B84
A3
1918

Druck der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig

Meinem lieben Vater gewidmet.

Die Leitung des Verbandes der jüdischen Jugendvereine Deutschlands hatte mich aufgefordert, ihr für eine Sondernummer ihrer „Mitteilungen" eine „autobiographische Skizze" zu geben. Es erschien mir verfrüht, mein Leben überblicken und davon zusammenfassend berichten zu wollen; ich kann nur erst von einzelnen Begegnungen mit geistigen Mächten erzählen, die mir bedeutsam wurden. Aus dem Versuch, über die vielleicht bedeutsamste, jedenfalls wohl fruchtbarste dieser Begegnungen, die mit dem Chassidismus, ein weniges niederzuschreiben, erwuchsen die nachstehenden Aufzeichnungen. Um des überpersönlichen Gehalts willen, der ihnen innewohnt, habe ich dem Vorschlag des Verlags Rütten & Loening, eine Sonderausgabe zu veröffentlichen, gern zugestimmt.

Das hebräische Wort „Chassid" bedeutet: ein Frommer. Es gab im nachexilischen Judentum immer wieder Gemeinschaften, die den Namen Chassidim, Fromme, trugen: von jenen, über die das erste Buch der Makkabäer als über eine der Lehre treugebliebene, für sie kämpfende Schar berichtet, und jenen, von denen die Mischna sagt, wer spreche: „Was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist dein", wer sich selber also kein Eigentum zuspreche, sei ein Chassid, bis auf jene „Chassidim", deren anderthalbtausend im Jahr 1700 unter steten Kasteiungen in das Heilige Land ziehen, um das messianische Reich herbeizubringen, und dort untergehen, und endlich die von Israel ben Elieser, dem „Baal-Schem", um die Mitte des 18. Jahrhunderts begründete Gemeinschaft, die nach einer kurzen, an denkwürdigen Gestalten reichen Blütezeit der Entartung verfiel, aber heute noch einen großen Teil der östlichen Judenheit umfaßt. Ihnen allen ist es gemeinsam, daß sie mit ihrer Frömmigkeit, mit ihrer Beziehung zum Göttlichen im irdischen Leben Ernst machen wollen; daß sie sich nicht mit gepredigter Gotteslehre und geübtem Gottesdienst begnügen, sondern das

Miteinanderleben der Menschen auf der Grundlage der göttlichen Wahrheit aufzurichten versuchen. Besonders deutlich ist dies bei der zuletzt genannten Gemeinschaft, die ich hier im Sinn habe.

Der zuweilen von aufklärerischer Gesinnung bestimmte Historiker Graetz weiß diesen „Neuchassidäern" nichts anderes als „den wüstesten Wahnglauben" nachzusagen. Aber ein Zeitgenosse und Freund von Graetz, Moses Heß, der Begründer des modernen Zionismus, sprach das tief erkennende Wort aus, der Chassidismus bilde innerhalb des lebendigen jüdischen Geistes den Übergang „aus dem mittelalterlichen Judentum zu einem regenerierten, welches erst in der Entstehung begriffen ist"; seine Folgen seien „unberechenbar, wenn sich die nationale Bewegung seiner bemächtigt".

In der Tat, nirgends in den letzten Jahrhunderten hat sich die Seelenkraft des Judentums so kundgegeben wie im Chassidismus. Die alte Kraft lebt in ihm, die einst, wie Jakob den Engel, mit starken Armen das Unsterbliche auf der Erde festhielt, auf daß es sich im sterblichen Leben erfülle. Zugleich aber gibt sich darin eine neue Freiheit kund. Ohne daß am Gesetz, am Ritus, an der überlieferten Lebensnorm ein Jota geändert würde, ersteht das Altgewohnte in einem jungen Licht und Sinn. Dem äußern Anschein nach noch mittelalterlich gebunden, ist das chassidische Judentum in seiner innern Wahrheit

schon der Regeneration erschlossen, und die Entartung dieser großen religiösen Bewegung konnte den geistesgeschichtlichen Prozeß, der mit ihr begonnen hat, nur aufhalten, nicht abbrechen.

Es ist hier nicht der Ort, die Lehre des Chassidismus darzulegen. Sie läßt sich in einem Satz vereinigen: Gott ist in jedem Ding zu schauen und durch jede reine Tat zu erreichen. Diese Einsicht ist aber keineswegs, wie man vermeint hat, der pantheistischen Weltanschauung gleichzusetzen. Für die chassidische Lehre ist die ganze Welt nur ein Wort aus Gottes Mund; und dennoch ist das geringste Ding in der Welt würdig, daß Gott sich aus ihm dem Menschen, der ihn wahrhaft sucht, offenbare, denn kein Ding kann ohne einen göttlichen Funken bestehen, und diesen Funken kann jeder zu jeder Zeit und durch jede, auch die gewöhnlichste Handlung entdecken und erlösen, wenn er sie nur in Reinheit, ganz in göttlicher Intention gesammelt, vollbringt. Darum gilt es nicht, in einzelnen Stunden nur und mit bestimmten Worten und Gebärden nur Gott zu dienen, sondern mit dem ganzen Leben, mit dem ganzen Alltag, mit der ganzen Weltlichkeit. Nicht darin besteht das Heil des Menschen, daß er sich vom Weltlichen fernhalte, sondern daß er es heilige, es dem göttlichen Sinn weihe: seine Arbeit und seine Speise, seine Ruhe und seine Wanderschaft, den Aufbau der Familie und den Aufbau der Gesellschaft. Daß er die

große Gottesliebe an allen Kreaturen, ja an allen Dingen bewähre. Nie hat in Europa eine große Volksgemeinde — nicht ein Orden Abgeschiedener, nicht eine Bruderschaft Auserwählter, sondern eine Volksgemeinde in all ihrer geistigen und sozialen Vielfältigkeit, in all ihrer Gemischtheit — so das ganze Leben als eine Einheit auf das innerlich Erkannte gestellt. Hier ist keine Trennung zwischen Glauben und Werken, zwischen Wahrheit und Bewährung, in heutiger Sprache zwischen Moral und Politik; hier ist alles ein Reich, ein Geist, eine Wirklichkeit.

* *
*

In meiner Kindheit (ich kam in sehr frühen Jahren von Wien, wo ich geboren bin, nach Galizien und wuchs hier bei meinen Großeltern auf) brachte ich jeden Sommer auf einem Gut in der Bukowina zu. Da nahm mich mein Vater zuweilen in das nahe Städtchen Sadagora mit. Sadagora ist der Sitz einer Dynastie von „Zaddikim" (Zaddik: Gerechter, Vollkommener), das ist von chassidischen Rabbis. Die „Gebildeten" reden von „Wunderrabbis" und glauben Bescheid zu wissen. Aber sie wissen, wie es nun einmal den „Gebildeten" in solchen Dingen geht, nur um die äußerste Oberfläche Bescheid. Wohl ist die legendäre Größe der Ahnen in den Enkeln geschwunden, und sie bemühen sich durch allerlei kleine

Magie ihre Macht zu bewahren; aber all ihr Getue vermag das angeborene Leuchten ihrer Stirn nicht zu verdunkeln, die angeborene Erhabenheit ihrer Gestalt nicht zu verzerren: ihr unwillkürlicher Adel spricht zwingender als all ihre Willkür. Und wohl lebt in der heutigen Gemeinde nicht mehr jener hohe Glaube der ersten Chassidim, jene starke Hingabe der Ersten, die im Zaddik den vollkommenen Menschen ehrten, in dem das Unsterbliche seine sterbliche Erfüllung findet; vielmehr wenden sich die Heutigen an ihn vornehmlich als an den Mittler, durch dessen Fürsprache sie Stillung ihres Bedürfens zu erlangen hoffen; aber es ist immer noch, ihrem niedern Wollen entrückt, ein Schauer urtiefer Ehrfurcht, der sie ergreift, wenn der „Rebbe" im stummen Gebet steht oder beim dritten Sabbatmahl in zögernder Rede das Geheimnis der Thora deutet. Auch in diesen Entarteten glüht noch, im ungekannten Grund ihrer Seelen, das Wort des Rabbi Eleasar fort, um des vollkommenen Menschen („Zaddik") willen, und sei es um eines einzigen willen, sei die Welt erschaffen worden; „denn es heißt: Und Gott sah das Licht, daß es gut war; ‚gut' aber meint nichts andres als den Vollkommenen" (Talmud Babli, Joma 38b).

Dies habe ich damals, als Kind, in dem schmutzigen Städtchen Sadagora von der „finstern" chassidischen Masse, der ich zusah, erfahren — wie ein Kind solche Dinge erfährt, nicht als Gedanken, sondern

als Bild und Gefühl: daß es der Welt um den vollkommenen Menschen zu tun ist, und daß der vollkommene Mensch kein anderer ist als der wahrhafte Helfer. Wohl wird der Zaddik jetzt wesentlich um Hilfe in recht irdischen Nöten angegangen, aber ist er nicht trotzdem der Möglichkeit nach immer noch, als was er einst gedacht und eingesetzt worden ist: der Helfer im Geist, der Lehrer des Weltsinns, der Führer zu den göttlichen Funken? Wohl ist die ihm anvertraute Macht von den Gläubigen mißdeutet, von ihm selber mißbraucht worden, aber ist sie nicht im Grunde eine legitime, die legitime Macht, diese Macht der hilfreichen Seele über die bedürftigen, liegt in ihr nicht der Keim künftiger Ordnungen? Irgendwie, nach kindlicher Art, dämmerten diese Fragen schon damals in mir auf. Und ich konnte vergleichen: nach der einen Seite hin mit dem Bezirkshauptmann, dessen Macht auf eitel Zwanggewohnheit ruhte; nach der andern hin mit dem Rabbiner, der ein rechtschaffner und gottesfürchtiger Mann, aber ein Angestellter des „Kultusvorstands" war. Hier jedoch war ein anderes, ein Unvergleichliches; hier war, erniedrigt, doch unversehrt, der lebendige Doppelkern des Menschentums: wahrhafte Gemeinde und wahrhafte Führerschaft. Uraltes, Urkünftiges war hier, Verlorenes, Ersehntes, Wiederkehrendes.

Der Palast des Rebbe in seiner effektvollen Pracht

stieß mich ab. Das Bethaus der Chassidim mit seinen verzückten Betern befremdete mich. Aber als ich den Rebbe durch die Reihen der Harrenden schreiten sah, empfand ich: „Führer", und als ich die Chassidim mit der Thora tanzen sah, empfand ich: „Gemeinde". Damals ging mir eine Ahnung davon auf, daß gemeinsame Ehrfurcht und gemeinsame Seelenfreude die Grundlagen der echten Menschengemeinschaft sind.

Im Knabenalter begann mir diese frühe Ahnung ins Unbewußte zu entgleiten. Ich brachte nun die Sommer in einer andern Gegend zu und war zuletzt nahe daran, die chassidischen Eindrücke meiner Kindheit zu vergessen. Doch kam ich nach mehreren Jahren wiederholt auf ein neuerworbenes Gut meines Vaters, in der Nähe von Czortkow, einem Städtchen, das die Residenz einer Seitenlinie der gleichen Zaddikim-Dynastie ist. Wie in Sadagora heute noch das überlieferte Gedächtnis des großen „Rishiners" (so genannt, weil er aus Rushyn bei Berdyczew, bei der russischen Regierung als „König der Juden" verdächtigt, fliehen mußte und nach mancherlei Irrfahrten sich in Sadagora niederließ), so ist in Czortkow heute noch die unmittelbare Erinnerung an seinen Sohn David Mosche lebendig. Leider nahm ich damals nichts von ihm auf. Überhaupt waren meine Eindrücke diesmal blasser und flüchtiger. Das mochte daran liegen, daß ich inzwischen von der gärenden

Geistigkeit ergriffen worden war, die den entscheidenden Jugendjahren oft eigentümlich ist und wohl die schöpferische Funktion des Intellekts erweckt, zugleich aber dem natürlichen Schauen und Erfahren, das das Kind besaß, ein Ende macht. Durch diese Geistigkeit war ich den Chassidim fremd geworden, sie hatte mir die naive Verbundenheit mit ihrem Wesen geraubt, ich dünkte mich kraft meines Denkens ihrer Welt entrückt, ja ich gestehe, daß ich sie nicht wesentlich anders betrachtete, als Graetz es tut: von der Höhe des vernunftbegabten Menschen aus. Ich sah nun nichts mehr von ihrem Leben, auch wenn ich dicht daran vorbeiging: weil ich nicht sehen wollte.

Immerhin vernahm ich damals, ohne ihm Beachtung zu schenken, zum erstenmal den Namen, der mir nach vielen Jahren die köstlichste Entdeckung bedeuten sollte: den Namen „Bescht". Dieser Name ist aus den Anfangsbuchstaben der drei Worte Baal Schem Tob (Herr des Guten Namens, dem Sinn nach etwa Meister der geistigen Mächte) zusammengesetzt und bezeichnet den Stifter des Chassidismus, Rabbi Israel ben Elieser. Einer der Meierhöfe jenes Gutes meines Vaters heißt Tluste-Dorf; in dem dazugehörigen Flecken Tluste-Stadt (inzwischen aus den Frontberichten der russischen Heeresleitung bekannt geworden, da er in diesem Krieg längere Zeit umkämpft wurde) hatte der Baal-Schem als armer Kleinkinderlehrer gelebt, hier war ihm nach

dem Bericht der Sage in der Nacht, da er das dreiunddreißigste Jahr vollendete, im Traum verkündet worden, die Zeit sei erfüllt.

* *
*

Aber nicht den Chassidim allein war ich damals entfremdet, sondern dem ganzen Judentum.

Ich hatte meine Kindheit, die Zeit bis zu meinem vierzehnten Jahr, im Hause meines Großvaters, des Midraschforschers, verbracht. Der Midrasch war die Welt, in der Salomon Buber lebte, mit einer wunderbaren Sammlung der Seele, mit einer wunderbaren Intensität der Arbeit lebte. Text um Text gab er die Midraschim heraus, diese keinem andern Schrifttum vergleichbaren, an Sagen, Sprüchen und edlen Gleichnissen überreichen Bücher der Bibeldeutung, in denen sich, zerstreut in tausend Fragmenten, eine zweite Bibel, die Bibel des Exils, verbirgt. Ohne sich je die philologische Methode des Abendlands angeeignet zu haben, bearbeitete er die Handschriften mit der Zuverlässigkeit des modernen Gelehrten und zugleich mit der Wissenspräsenz des talmudischen Meisters, der zu jedem Satz, jedem Wort alles irgend Bezügliche der gesamten Literatur unmittelbar bereit hat, nicht als Material des Gedächtnisses allein, sondern als einen organischen Besitz der ganzen Person. Die geistige Leidenschaft, die sich in seiner unablässigen Arbeit bekundete, verband sich der un-

berührbaren, unbeirrbaren Kindlichkeit einer reinen Menschennatur und einem elementaren Judenwesen. Wenn er (wie immer, wenn fremdsprachige Gäste aus fernen Ländern ihn besuchten) hebräisch sprach, klang es wie die Rede eines aus der Verbannung heimgekehrten Fürsten. Er machte sich keine Gedanken über das Judentum, aber er hatte das Judentum selber in sich.

Solange ich in seinem Hause lebte, war ich in den Wurzeln gefestigt, ob auch manche Fragen und Zweifel an mir rüttelten. Bald nachdem ich es verließ, nahm mich der Wirbel des Zeitalters hin. Bis in mein zwanzigstes Jahr, in geringerem Maße auch noch darüber hinaus war mein Geist in stetiger und vielfältiger Bewegung, in einem von mannigfaltigen Einflüssen bestimmten, immer neue Gestalt annehmenden Wechsel von Spannungen und Lösungen, aber ohne Zentrum und ohne wachsende Substanz: es war wahrhaftig der „Olam ha-Tohu", die „Welt des Wirrsals", die mythische Wohnstätte der schweifenden Seelen, worin ich lebte — in beweglicher Fülle des Geistes, aber wie ohne Judentum, so auch ohne Menschlichkeit und ohne die Gegenwart des Göttlichen.

Den ersten Anstoß zu meiner Befreiung gab der Zionismus. Ich kann hier nur andeuten, was er für mich bedeutete: die Wiederherstellung des Zusammenhangs, die erneute Einwurzelung in die Gemeinschaft. Keiner bedarf der rettenden Verbindung

mit einem Volkstum so sehr wie der vom geistigen Suchen ergriffene, vom Intellekt in die Lüfte entführte Jüngling; unter den Jünglingen dieser Art und dieses Schicksals aber keiner so sehr wie der jüdische. Die andern bewahrt die von Jahrtausenden ererbte, zutiefst eingeborene Bindung an heimatliche Erde und volkstümliche Überlieferung vor der Auflösung; der Jude, auch der mit einem seit gestern erworbenen Naturgefühl und einem ausgebildeten Verständnis etwa für deutsche Volkskunst und Sitte, ist von ihr unmittelbar bedroht, ist ihr, wofern er nicht zu seiner Gemeinschaft heimfindet, preisgegeben. Und der blinkendste Reichtum an Intellektualität, die üppigste Scheinproduktivität (nur der Verbundene kann wahrhaft produktiv sein) vermögen den Aufgelösten nicht für die heiligen Insignien des Menschentums, Wurzelhaftigkeit, Verbundenheit, Ganzheit, zu entschädigen.

Daß mich der Zionismus erfaßte und dem Judentum neu angelobte, war, ich wiederhole es, nur der erste Schritt. Das nationale Bekenntnis allein verwandelt den jüdischen Menschen nicht; er kann mit ihm ebenso seelenarm, wenn auch wohl nicht ebenso haltlos sein wie ohne es. Wem es aber nicht ein Genügen, sondern ein Aufschwung, nicht eine Einfahrt in den Hafen, sondern die Ausfahrt aufs offene Meer ist, den vermag es wohl der Verwandlung zuzuführen. So ist es mir ergangen.

Ich bekannte mich zum Judentum, ehe ich es recht eigentlich kannte. So wurde denn dies, nach einigem Umhertappen, mein zweiter Schritt: das Erkennenwollen. Erkennen — damit meine ich nicht eine Aufspeicherung anthropologischer, historischer, soziologischer Kenntnisse, so wichtig diese auch sind; ich meine das unmittelbare Erkennen, das Aug-in-Auge-Erkennen des Volkstums in seinen schöpferischen Urkunden.

Hier sei eine Warnung und Mahnung für den eingeschaltet, der Ernst machen will. Es darf für ihn auf die Dauer keine Übersetzungen geben. Übersetzungen führen in die Irre. Mehr noch, es darf für ihn auf die Dauer keine Chrestomathien geben. Chrestomathien ertöten die Anstrengung des Steigens, auf die es ankommt. Er muß sich selbst den Weg zu den Urkunden, den Weg zu den Müttern bahnen.

Auf diesem Weg kam ich zum Chassidismus.

Ich hatte mein Hebräisch, das dem Knaben ins Herz gewachsen war, in der Welt des Wirrsals vernachlässigt. Nun erwarb ich es mir neu. Ich begann es in seinem Wesen zu erfassen, das in keine andere, zumindest in keine abendländische Sprache adäquat übertragen werden kann. Und ich las — las, erst immer wieder von spröder, ungelenker, ungestalter Materie abgestoßen, allmählich die Fremdheit überwindend, das Eigne entdeckend, das Selbst anschauend, mit wachsender Andacht. Bis ich eines Tages ein Büchlein aufschlug, das „Zewaat Ribesch", das

ist Testament des Rabbi Israel Baal-Schem betitelt war, und die Worte mir entgegenblitzten: „Er ergreife die Eigenschaft des Eifers gar sehr. Er erhebe sich im Eifer von seinem Schlafe, denn er ist geheiligt und ein andrer Mensch worden und ist würdig zu zeugen und ist worden nach der Eigenschaft des Heiligen, gesegnet sei er, als er seine Welt erzeugte." Da war es, daß ich, im Nu überwältigt, die chassidische Seele erfuhr. Urjüdisches ging mir auf, im Dunkel des Exils zu neu bewußter Äußerung aufgeblüht: die Gottes-Ebenbildlichkeit des Menschen als Tat, als Werden, als Aufgabe gefaßt. Und dieses Urjüdische war ein Urmenschliches, der Gehalt menschlichster Religiosität. Das Judentum als Religiosität, als „Frömmigkeit", als Chassidut ging mir da auf. Das Bild aus meiner Kindheit, die Erinnerung an den Zaddik und seine Gemeinde stieg empor und leuchtete mir: ich erkannte die Idee des vollkommenen Menschen. Und ich wurde des Berufs inne, sie der Welt zu verkünden.

Erst aber kam die Zeit des Studiums. Ich zog mich, sechsundzwanzigjährig, für fünf Jahre von der Tätigkeit in der Partei, vom Artikelschreiben und Redenhalten, in die Stille zurück, ich sammelte, nicht ohne Mühe, das verstreute, zum Teil verschollene Schrifttum, und ich versenkte mich darein, Geheimnisland um Geheimnisland entdeckend.

* *
*

Zur ersten Mitteilung, zur „Schriftstellerei" kam es auf eine wunderliche Art. Unter all den Büchern, den Sammlungen von Lehrsprüchen der Zaddikim und der Sammlungen von Legenden aus ihrem Leben, war auch ein ganz eigentümliches, von den andern verschiedenes, dazu wohl das volkstümlichste von allen: die „Sippure Maaßijot", die „Erzählungen der Begebenheiten", Geschichten des Rabbi Nachman von Bratzlaw, eines Urenkels des Baal-Schem, die er seinen Schülern vortrug und die einer von ihnen nach seinem Tode, in einer offenbar sehr entstellten Form, niederschrieb und veröffentlichte. Es waren dies zum Teil reine Märchen, vornehmlich orientalischen nachgebildet, zum andern Teil Schöpfungen einer besondern Art, sinnbildliche, zuweilen leicht allegorisierende Geschichten, aus dem Niederschlag mystischen Erlebens und dem Gespinst einer konstruktiven Phantasie gewoben. Ihnen allen war ein nicht eigentlich „lehrhafter", wohl aber lehrender Zug gemeinsam; Rabbi Nachman selbst hatte sie die Kleider seiner Lehren genannt, und von Schülerhand war ein umfangreicher Kommentar dazu entstanden. Aber an ihnen allen haftete auch die Entstellung; die des Inhalts durch allerlei utilitaristische und vulgär-rationalistische Einschläge, die der Form durch Verwirrung der Linien und Trübung der reinen Farben, wie man sie sich aus weniger betroffenen Teilen erschließen konnte.

Fast unwillkürlich begann ich zu übersetzen, ein paar

der eigentlichen Märchen, also der unoriginalen Stücke des Buches; wenn ich dabei an Leser dachte, so waren es keine andern als Kinder. Als ich fertig war, schien mir, was vor mir lag, dürftiger, als ich vermeint hatte, den verwandten Geschichten aus Tausend und einer Nacht durchaus unebenbürtig. Als ich eine von ihnen gedruckt sah*), war ich vollends enttäuscht. So konnte es nicht geraten: in der fremdsprachlichen Wiedergabe wurde die Entstellung nur noch sichtbarer, die Urform nur noch verdunkelter. Ich merkte, durch Übertragung ließ sich da Reinheit nicht wahren, geschweige denn gewinnen — ich mußte die Geschichten, die ich in mich aufgenommen hatte, aus mir heraus erzählen, wie der rechte Maler die Linien des Modells in sich aufnimmt und aus dem formenden Gedächtnis das echte Bild zustande bringt. Ich begann, noch scheu und unbeholfen, mit der „Geschichte von dem Stier und dem Widder". Ich ging, freier und sicherer werdend, zur „Geschichte von dem Klugen und dem Einfältigen", dann zu der „von dem Königssohn und dem Sohn der Magd" über. Die „Geschichte von dem Rabbi und seinem Sohn" war die erste, die mir unversehens zum eignen Gedicht gedieh. In den beiden letzten, der „Geschichte vom Meister des Gebetes" und der „von den sieben Bettlern", erlebte ich, auch

*) In einem Sammelbuch für Kinder, „Heim der Jugend", mit Bildern von Hermann Struck; in mein Buch „Die Geschichten des Rabbi Nachman" sind diese Märchen nicht aufgenommen worden.

in den Stücken, die ich völlig neu einfügte, meine Einheit mit dem Geiste Nachmans. Ich hatte die wahre Treue gefunden: zulänglicher als die unmittelbaren Jünger empfing und vollzog ich den Auftrag, ein später Sendling in fremdem Sprachreich.

Noch stärker erfuhr ich meine eingeborene innere Verbindung mit der chassidischen Wahrheit an dem zweiten Buch, der „Legende des Baalschem", die aus einer Auswahl der überlieferten Sagenmotive, die ich den Volksbüchern, später auch dem Volksmund selber entnahm, den innern Vorgang im Leben des Meisters aufzubauen sucht. Auch hier hatte ich, kurze Zeit nach der Niederschrift der ersten Nachman-Märchen, zu übersetzen begonnen. Auch hier widerfuhr mir die Enttäuschung. Die vorgefundenen Geschichten waren zumeist roh und plump aufgezeichnet; sie wurden in der Übertragung nicht geflügelter*). So kam ich auch hier zum eignen Erzählen in wachsender Selbständigkeit, aber je größer die Selbständigkeit wurde, um so tiefer erlebte ich die Treue. Und darum durfte ich, obgleich der weitaus größte Teil des Buches eigengesetzliche Dichtung aus überlieferten Motiven ist, von der Legende als rechtschaffnen Bericht meiner Erfahrung sagen: „Ich trage in mir das Blut und den Geist derer, die

*) Eine dieser (immerhin schon etwas freien) Übertragungen, „Der Zukunftsbrief" ist in der Wochenschrift „Die Welt" erschienen, aber in das Buch nicht aufgenommen worden.

sie schufen, und aus Blut und Geist ist sie in mir neu geworden".

Ich habe seither, mehrere Jahre nach der Vollendung der beiden Bücher, eine andere Art künstlerischer Treue gegen die volkstümliche chassidische Erzählung gefunden, eine Art, deren Zeugnis mein Buch „Die Welt der Chassidim" sein wird. Aber dies gehört nicht mehr in den Zusammenhang dieser Mitteilungen, die meinen Weg zum Chassidismus zum Gegenstand haben.

*   *
*

Wohl aber gehört noch in diesen Zusammenhang (neben manchen andern Erlebnissen, die vorerst unberichtet bleiben sollen) eine humoristische und sinnvolle Begebenheit, die sich vor ungefähr sieben Jahren ereignete, und zwar wieder in der Bukowina, unweit von Sadagora, in der Landeshauptstadt Czernowitz.

Nach einem Vortrag, den ich dort gehalten hatte (es war die dritte meiner „Drei Reden über das Judentum"), ging ich mit einigen Mitgliedern der Verbindung, die den Abend veranstaltet hatte, in ein Kaffeehaus, um, wie es mir lieb ist, der Rede vor vielen, die in ihrer Form keine Gegenrede gestattet, ein Gespräch mit wenigen folgen zu lassen, wo die Anschauung sich im Eingehen auf Einwand und Frage unmittelbarer darlegt und Persönliches auf Persönliches wirkt.

Wir erörterten gerade ein moralphilosophisches

Thema, als an unseren Tisch ein gutgewachsener, bürgerlich blickender Jude in mittleren Jahren trat und mich begrüßte. Meinen wohl ein wenig fremden Gegengruß beantwortete er durch die eines leichten Vorwurfs nicht entbehrenden Worte: „Herr Doktor! Sie erkennen mich nicht?" Als ich verneinen mußte, stellte er sich mir als M., den Bruder eines früheren Ökonomen meines Vaters, vor. Ich forderte ihn auf, sich zu uns zu setzen, ließ mich über seine Lebensumstände unterrichten und nahm sodann das Gespräch mit den jungen Leuten wieder auf. M. lauschte der Erörterung, die eben eine Wendung zu etwas abstrakten Formulierungen genommen hatte, mit gespannter Aufmerksamkeit. Es war offenbar, daß er kein Wort verstand; die Andacht, mit der er jedes aufnahm, glich der von Gläubigen, die den Inhalt einer Litanei nicht zu kennen brauchen, da ihnen die Fügung der Laute und Töne allein alles gibt, dessen sie bedürfen, und mehr, als irgendein Inhalt vermöchte. Nach einer Weile fragte ich ihn dennoch, ob er mir vielleicht etwas zu sagen hätte; ich würde gern mit ihm beiseitegehen und seine Angelegenheit besprechen. Er wehrte heftig ab. Das Gespräch setzte wieder ein und mit ihm M.s Lauschen. Als eine weitere halbe Stunde verstrichen war, befragte ich ihn von neuem, ob er nicht etwa einen Wunsch habe, den ich ihm erfüllen könnte; er dürfe auf mich rechnen. Nein, nein, er habe keinen Wunsch, versicherte

er. Das Gespräch fand seinen Abschluß; wir standen auf. Es war spät geworden, aber ich fühlte mich, wie es einem in solchen Stunden lebhafter Wechselwirkung geschieht, nicht müde, vielmehr frischer als zuvor, und beschloß einen Spaziergang zu machen. In diesem Augenblick näherte M. sich mir mit einer unsäglich schüchternen Gebärde. „Herr Doktor," sagte er, „ich möchte Sie etwas fragen." Ich bat die Studenten zu warten und setzte mich mit ihm an einen Tisch. Er schwieg. „Fragen Sie nur, Herr M.," sprach ich ihm zu, „ich will Ihnen gern, so gut ich kann, Auskunft geben." „Herr Doktor," sagte er, „ich habe eine Tochter." Er hielt inne; dann fuhr er fort: „Und ich habe auch einen jungen Mann für meine Tochter." Wieder eine Pause. „Es ist ein Jurist. Er hat die Prüfungen mit Auszeichnung bestanden." Er hielt wieder inne, diesmal etwas länger. Ich sah ihn aufmunternd an; ich vermutete, er wolle mich ersuchen, mich für den präsumtiven Eidam irgendwie zu verwenden. „Herr Doktor," fragte er, „ist das ein ordentlicher Mensch?" Ich war überrascht, fühlte aber, daß ich eine Antwort nicht verweigern durfte. „Nun, Herr M.," erklärte ich, „nach dem, was Sie sagen, ist wohl anzunehmen, daß er fleißig und tüchtig ist." Doch er fragte weiter. „Herr Doktor," sagte er, „ist er aber auch ein ‚guter Kopf?" „Das ist schon schwerer zu beantworten," erwiderte ich, „aber immerhin wird er's mit Fleiß

allein nicht geschafft haben, er dürfte also wohl auch was im Kopf haben." Noch einmal hielt M. inne; dann fragte er, offenbar als Letztes: „Herr Doktor, soll er nun zum Gericht oder zu einem Advokaten gehen?" „Darüber kann ich Ihnen nicht Auskunft geben," antwortete ich; „ich kenne ja den jungen Mann nicht, und auch wenn ich ihn kennte, würde ich ihn in diesem Punkte kaum zu beraten vermögen." Da aber sah mich M. mit einem fast schwermütig verzichtenden, halb klagenden, halb begreifenden Blick an und sprach in einem unbeschreiblichen, aus Betrübnis und Demut gemischten Ton: „Herr Doktor, Sie wollen nicht sagen — nun, ich danke Ihnen dafür, was Sie mir gesagt haben."

Diese humoristische und sinnvolle Begebenheit, die scheinbar mit dem Chassidismus nichts zu schaffen hat, hat mir doch einen neuen und bedeutsamen Einblick in ihn gewährt. Als Kind hatte ich ein Bild des Zaddiks empfangen und durch die befleckte Wirklichkeit hindurch die reine Idee, die Idee des wahrhaften Führers einer wahrhaften Gemeinde geahnt. Zwischen Jugend und Mannesalter war mir dann aus der Erkenntnis der chassidischen Lehre diese Idee als die des vollkommenen, Gott in der Welt verwirklichenden Menschen aufgegangen. Jetzt aber erblickte ich im Schein des scherzhaften Ereignisses die führende Funktion dieses Menschen in meiner inneren Erfahrung. Ich, wahrlich kein Zaddik, kein in Gott

gesicherter, sondern ein vor Gott gefährdeter, ein ewig neu um Gottes Licht ringender und ewig neu an Gottes Abgründen vergehender Mensch, erlebte, nach Trivialem befragt und Triviales entgegnend, dennoch den wahren Zaddik, den nach Offenbarendem Befragten und Offenbarendes Entgegnenden, von innen. Ich erlebte ihn in dem Grundverhalten seiner Seele zur Welt: in seiner Verantwortung.

Jeder Mensch hat eine unendliche Sphäre der Verantwortung, der Verantwortung vor dem Unendlichen. Er bewegt sich, er redet, er blickt, und jede seiner Bewegungen, jedes seiner Worte, jeder seiner Blicke schlägt Wellen ins Geschehen der Welt, er vermag nicht zu erkennen, wie starke und wie weithin reichende. Jeder Mensch bestimmt mit all seinem Sein und Tun das Schicksal der Welt in einem ihm und allen unkenntlichen Maße, denn die Ursächlichkeit, die wir wahrnehmen können, ist ja nur ein winziger Ausschnitt aus dem unausdenklich vielfältigen unsichtbaren Wirken aller auf alle. So ist jede Menschenhandlung ein Gefäß der unendlichen Verantwortung. Aber es gibt Menschen, an die die unendliche Verantwortung in einer besonderen, besonders aktiven Form allstündlich herantritt. Ich meine nicht die Herrscher und Staatsmänner, die das äußere Geschick großer Gemeinwesen zu bestimmen haben; umfänglich ist der Kreis ihrer Wirkung, aber um wirken zu können, wenden sie sich von dem einzelnen,

ungeheuer bedrohten Leben, das sie mit tausendfältiger Frage anblickt, dem Allgemeinen zu, das sie blicklos dünkt. Ich meine jene, die dem tausendfältig fragenden Blick des einzelnen Lebens standhalten; die dem zitternden Mund der bedürftigen Kreatur, der Mal um Mal von ihnen Entscheidung heischt, getreulich Antwort geben; ich meine die Zaddikim, ich meine den wahren Zaddik. Das ist der Mensch, der die Tiefe der Verantwortung allstündlich mit dem Senkblei seines Wortes mißt. Er spricht – und weiß, daß seine Rede Schicksal ist. Er hat nicht über Länder und Völker zu entscheiden, sondern immer wieder nur über den klein und großen Gang eines einzelnen, so endlichen und doch so unbegrenzten Lebens. Die Menschen kommen zu ihm, und jeder begehrt seinen Ausspruch, seine Hilfe. Und mögen es auch leibliche und halbleibliche Nöte sein, die ihm sie zuführen, in seiner Welteinsicht besteht nichts Leibliches, das nicht verklärt, besteht kein Stoff, der nicht zum Geist erhoben werden kann. Und dies ist es, was er an allen tut: er erhebt ihre Not, ehe er sie stillt. So ist er der Helfer im Geist, der Lehrer des Weltsinns, der Führer zu den göttlichen Funken. Um ihn, um den vollkommenen Menschen, um den wahrhaften Helfer ist es der Welt zu tun; ihm harrt sie entgegen, harrt sie immer wieder entgegen.

Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Drei Reden über das Judentum

Viertes Tausend

Geheftet M. 2.–, in Pappband M. 3.–
dazu 15% Zuschlag vom Verlag

Martin Buber, der Erneuerer des jüdischen Mystizismus, hat in seinen „Drei Reden über das Judentum" seine Ansicht über das Wesen des Judentums als selbständige Theorie, losgelöst von den Märchengestalten des Chassidismus, niedergelegt. Die Bedeutung des Judentums für die Menschheit war und bleibt: daß es, die Urzweiheit im innersten Wesen kennend und darstellend (Sündenfall, Gut und Böse), eine Welt verkündet, in der sie aufgehoben ist, und an die Menschen die Forderung der Einheit immer wieder heranbringt. Nicht lediglich eine Verjüngung oder Neubelebung, eine wahrhafte und vollkommene Erneuerung des Judentums erhofft und verlangt Buber. Das Judentum ist ihm mehr als eine konfessionelle oder nationale Gemeinschaft: es ist ihm ein geistiger Prozeß, der sich in der Geschichte als das Streben nach immer vollkommenerer Verwirklichung der drei untereinander zusammenhängenden Ideen der Einheit, der Tat, der Zukunft vollzieht. „Es geht um Größeres als das Schicksal eines Volkes und den Wert eines Volkstums; es geht um urmenschliche und allmenschliche Dinge." Diese tiefen Gedanken reihen sich durch Bubers stilistische Meisterschaft in köstlicher Klarheit und plastischer Schärfe aneinander – für den denkenden Leser ein ästhetischer Genuß erlesener Art. Kölnische Zeitung

Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Die Geschichten des Rabbi Nachman

Fünftes Tausend

Geheftet M. 3.–, gebunden M. 4.50
dazu 15% Zuschlag vom Verlag

Wie anders soll man das Unfaßbare fassen, wenn nicht mittels des Verwandten und Ähnlichen, wie anders soll man das Undarstellbare darstellen, wenn nicht durch Gleichnis und Ebenbild? Ein seltsames, ganz eigenartiges Buch liegt vor mir: „Die Geschichten des Rabbi Nachman. Ihm nacherzählt von Martin Buber." Und wie ich mich in die Worte des geheimnisvollen Buches vertiefe, fließen die Buchstaben ineinander, und das schimmernde Auge sieht die eigene, längst verschiedene Jugend vor sich, nicht als schreckendes Gespenst, sondern als verklärte, als eine himmlische Vision. Die seelenvolle Sprache klingt mir so vertraut, und doch habe ich sie nie in diesem Wohllaut vernommen; die Gestalten kamen mir so bekannt vor, und doch habe ich sie nie in solchem Glanze gesehen! Diese tiefsinnigen Aussprüche habe ich in jungen Jahren von meiner chassidischen Umgebung gehört und doch nicht gehört; denn was ich damals aus dem Munde meiner frommen Verwandten vernahm, klang wie faselndes Nachsprechen von Fieberphantasien, hier aber werde ich an Böhme, Swedenborg, Blake, Novalis, Emerson erinnert. Von den sechs Geschichten, die Buber dem Rabbi Nachman nacherzählt, ist nicht eine der andern gleich, weder im Schauplatz, noch in den handelnden Personen, noch auch

im geistigen Gehalt; aber den mystischen Grundgedanken haben sie alle gemein. Die Selbstherrlichkeit der Seele allem Sichtbaren, allem Erschaffenen gegenüber, die Seele als den Urquell alles Seins. Diese Grundanschauung hat Rabbi Nachman mit den Upanischads und aller Mystik gemein. Wenn ihm nur der zehnte Teil des Erfolges beschieden ist, der Ossian im achtzehnten Jahrhundert zufiel, dann erleben wir noch das Wunder, daß das Aschenbrödel der Kultur, die chassidische Mystik, sich in eine Prinzessin verwandelt. Prof. Leon Kellner in „Ost und West"

Die Legende des Baalschem

Viertes Tausend

Geheftet M. 6.–, gebunden M. 7.50
dazu 15% Zuschlag vom Verlag

Dieses Buch ist schon vor längerer Zeit erschienen, und ich habe seitdem oft und oft darin gelesen. Es ist nicht schwer, aus der Erschütterung und der heiligen Weihe, die es einem gebracht hat, heraus zu rufen: Ihr Menschen, lest es; es wird euch innig wohltun, es zu lesen! Aber schwer ist es für den, der über ein solches Werk der gesprochenen Unsagbarkeiten nicht gelehrtenhaft reden möchte, über die Gründe zu solcher ernsten Freude an einem Buche sich und andern Rechenschaft zu geben. Dazu kommt noch eines: es ist ein Buch jüdischer Mystik, gedichtet, weiter-gedichtet, wie der Mythos immer wieder durch die Jahr-

hunderte hin auf einen stößt, der ihn in sein Erleben aufnimmt und neu aus seinem Wesen gebiert, von einem jüdischen Mystiker. Nirgends so wie von dem Denken und Dichten Martin Bubers kann der Jude lernen, was mancher in unsern Tagen nicht von Haus aus weiß, sondern auf einen äußern Anstoß hin erst in sich findet: daß das Judentum nicht eine äußere Zufälligkeit, sondern eine unverlierbare innere Eigenschaft ist, deren Gleichheit eine Zahl Individuen zu einer Gemeinsamkeit verbindet. Ein Werk des Kollektiven haben wir hier, Denken und Dichten, das Volk in sich trägt. Viele heutigestages, und Gelehrte besonders, wissen freilich nicht, was Volk ist. Hier können wir es lernen: es braucht nichts Populäres und noch weniger Triviales zu sein; aber es muß ein lebendiges Wachsen sein: Zukunft in der Gegenwart, Geist in der Geschichte, Gesamtheit im Individuum, Überschwang in der Anekdote, der befreiende und einigende Gott im gebundenen und versprengten Menschen und der Himmel im Irdischen. Gustav Landauer im „Literarischen Echo"

Die Welt der Chassidim

Ein Geschichtenbuch

wird zur Herausgabe vorbereitet.

In diesem mehrbändigen Werk ist das ganze ungeheure Anekdoten-, Legenden- und Spruch-Material des Chassidismus zu einer Auswahl alles Wesentlichen in geistgetreuer und formselbständiger Nachbildung verarbeitet.

LIBRARY
JUN 3 1976
UNIVERSITY OF TORONTO



PURCHASED FOR THE

University of Toronto Library

FROM THE

Joseph and Gertie Schwartz
Memorial Library Fund

FOR THE SUPPORT OF

Jewish Studies

ɔT REMOVE
OM THIS POCKET

RONTO LIBRARY

rtin
eg zum Chassidismus

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

B
3213
B84A3
1918

Buber, Martin
Mein Weg zum Chassidismus